

Die Struktur des Wahrnehmungserlebnisses im Spannungsfeld zwischen phänomenologischen und epistemischen Aspekten

Wolfgang Huemer, wolfgang.huemer@unipr.it

Die Philosophie der Wahrnehmung der letzten Jahrzehnte ist stark geprägt von der Begrifflichkeitsdebatte: Der Gehalt der Wahrnehmung – zumindest aber alle seine epistemisch relevanten Aspekte – seien, wie Einige argumentieren, begrifflich bzw. propositional strukturiert. Diese Begrifflichkeitsthese wird zumeist mit der epistemischen Rolle der Wahrnehmung für die Rechtfertigung unserer empirischen Überzeugungen begründet. Wenn ich sehe, dass dieser Apfel rot sei, so rechtfertige diese Wahrnehmung nicht nur meine Überzeugung, dass der Apfel rot ist, die beiden mentalen Episoden hätten auch denselben Gehalt, der sich durch die Proposition „Der Apfel ist rot“ *vollständig* ausdrücken ließe.

Gerade diese letzte Behauptung wird von den Vertreterinnen und Vertretern der Nichtbegrifflichkeitsthese in Zweifel gezogen. Sie verweisen gerne darauf, dass der Gehalt meines Wahrnehmungs-Erlebnisses des Apfels viel reicher an Facetten und Details sei, als dies durch die Proposition „Der Apfel ist rot“ ausgedrückt werden könne: vielmehr enthalte sie eine Vielfalt an Rotschattierungen, an Lichtspiegelungen und Schattenwürfen, die erlebnismäßig gegeben seien und einen wesentlichen Bestandteil am Gehalt der Wahrnehmung ausmachten, da ohne sie etwa die dreidimensionale Wahrnehmung des Apfels nicht möglich sei. Bei diesen Aspekten, so wird oft argumentiert, handle sich um den Kern des Erlebnisses, der in der Wahrnehmung von (erwachsenen) Menschen genauso wie die von nicht-menschlichen Tieren (oder besser: von Lebewesen, die über keine Begriffe verfügen) vorgefunden werden könne.

Der Gehalt der Wahrnehmung enthalte demnach *wesentlich* Aspekte, die sich aus prinzipiellen Gründen nicht begrifflich fassen ließen: Hier verweisen Vertreterinnen und Vertreter der Nichtbegrifflichkeitsthese auch oft darauf, dass wir in der Wahrnehmung viel mehr Farbnuancen unterscheiden als wir mit den uns zur Verfügung stehenden Farbbegriffen beschreiben könnten.¹ Selbst wenn wir einen Namen für eine bestimmte Rotschattierung *ad hoc* einführt – etwa beim Durchsehen von Farbmustern im Baumarkt – seien wir nicht in der Lage, diesen ein paar Tage später auf andere Vorkommnisse derselben Rotschattierung

¹ Dieses Argument von der Feinkörnigkeit des Gehalts geht auf Gareth Evans zurück. Für eine einflussreiche Formulierung, vgl. Tim Crane „The Nonconceptual Content of Experience“, in: T. Crane (Hrsg.) *The Contents of Experience*, Cambridge: Cambridge University Press, 1992, S. 136–57.

anzuwenden, was zeige, dass es sich hierbei nicht um einen Begriff handle. Die nichtbegrifflichen Aspekte der Wahrnehmung seien epistemisch relevant, da sie Überzeugungen begründen könnten; so scheint es unproblematisch, die Wahrnehmung verschiedener Farbmuster im Baumarkt als *Begründung* für die Überzeugung „Die Farbe des rechten Musters ist etwas heller als die des linken.“ oder „Rot354 passt besser zu meiner Einrichtung als Rot355.“ anzusehen.

Diese kurze Charakterisierung der beiden Positionen soll illustrieren, dass die Standardargumente der rivalisierenden Auffassungen auf jeweils anderen Aspekten der Wahrnehmung basieren: Während die Begrifflichkeitsthese für gewöhnlich mit der epistemischen Rolle der Wahrnehmung begründet wird, verweisen die Argumente für die Nichtbegrifflichkeitsthese zumeist auf die qualitative Reichhaltigkeit und die erlebnismäßig gegebenen, also phänomenologischen Aspekte der Wahrnehmung,² was in der Dialektik der Debatte dazu geführt hat, dass wir uns in einer festgefahrenen Situation, in einer Art Pattstellung zwischen diesen beiden Positionen befinden.

Um diese Situation überwinden zu können, möchte ich hier reflektieren, ob es nicht auch möglich sei, ein Argument für Begrifflichkeitsthese (oder zumindest einer Variante davon) zu entwickeln, das wesentlich auf den phänomenologischen Aspekten der Wahrnehmung beruht, wobei ich Anleihen bei den Positionen von Sonia Sedivy und Bill Brewer nehmen³ und eine Form des direkten Realismus adaptieren werde, die ein zentrales Element der beiden oben skizzierten Positionen überwindet: nämlich die Annahme, dass es sich bei den nicht-begrifflichen Aspekten bzw. den Begriffen um Entitäten handle, die in irgendeiner Form in unserem Wahrnehmungserlebnis vorhanden seien und auf die wir erlebnismäßig Zugriff hätten – so als könnten wir durch Introspektion Begriffe bzw. nichtbegriffliche Aspekte in unserem Wahrnehmungserlebnis vorfinden; in anderen Worten, ich werde die These in Zweifel ziehen, dass Wahrnehmungserlebnisse einen Gehalt hätten – verstanden als (jeweils begriffliche oder nichtbegriffliche) mentale Repräsentationen der wahrgenommenen Gegenstände.

² Vgl. auch Sean D. Kelly: „Demonstrative Concepts and Experience“, in: *Philosophical Review* 110 (2001), S. 397–420: „... philosophers motivated by the phenomenology of perception clearly reject this idea [i.e., *conceptualism*]. They typically think that the content of experience is in some way richer, more complicated, or more fine-grained than the content of thought, and therefore that perception ought not to be characterized in terms of the elements of thought at all.“ (S. 401).

³ Vgl. v.a. Sonia Sedivy, „Nonconceptual Epicycles“, in: *European Review of Philosophy* 6 (2006), S. 31–64 und „Starting Afresh Disjunctively: Perceptual Engagement with the World“, in: A. Haddock und F. MacPherson (Hrsg.) *Disjunctivism: Perception, Action, Knowledge*. Oxford: Oxford University Press, 2008, S. 348–75 sowie Bill Brewer, „Perception and Content“, in: *European Journal of Philosophy* 14 (2006), S. 165–181 und *The Objects of Perception*, Oxford: Oxford University Press, 2011.

Um das zu tun, will ich eine grundlegende Frage noch einmal aufgreifen: Was ist uns in der Wahrnehmung gegeben? Die Frage ist nicht neu, und doch hängt, wie ich meine, die Antwort, die man erhalten wird, wesentlich davon ab, welche Beispiele man berücksichtigt. Hier ist festzuhalten, dass wir an eine sehr einseitige Diät von Beispielen gewöhnt sind – und gut daran täten, diese etwas reichhaltiger zu gestalten. Blättert man die Abhandlungen zur Philosophie der Wahrnehmung durch, so fällt erstens auf, dass Wahrnehmung häufig – und meist nur implizit – auf nur eine sinnliche Modalität, nämlich die visuelle Wahrnehmung, reduziert wird. Erst beim zweiten Blick wird man aber auch der Tatsache gewahr, dass die Beispiele, an die wir uns mittlerweile gewöhnt haben, recht einseitig gewählt sind: wir sehen braune Tische, grüne Bäume, rote Äpfel, gelbe Kombis oder Computer-Bildschirme. Diese Beispiele, so wird suggeriert, seien aus dem Alltag gegriffen und deshalb unproblematisch. Bei kritischer Prüfung wirken sie jedoch konstruiert, sie haben etwas statisches, steriles, als handle es sich um einen viel zu kleinen Ausschnitt eines wesentlich größeren Bildes: Die Beispiele werden den (dynamischen) Situationen des Alltags nicht gerecht und erinnern eher an einen friedlichen Besuch im Museum, wo ein Bild gut beleuchtet neben dem anderen hängt und aus idealer Perspektive in Ruhe betrachtet werden kann. Es ist, als würden wir unsere Umwelt als Sequenz einzelner Standbilder wahrnehmen, wie in einer Diashow in der Volkshochschule.

Freilich verkürzen nicht alle Theorien die Wahrnehmung in der von mir angedeuteten Weise. So hat zum Beispiel Edmund Husserl einen wesentlichen Beitrag zur Analyse der zeitlichen Dimension der Wahrnehmung geleistet und argumentiert, dass wir zeitliche Gegenstände wie Melodien oder Ereignisse nur in zeitlich ausgedehnten Akten wahrnehmen könnten. Husserls Beispiele werden den eigentlichen Erlebnissen eher gerecht, doch auch sie wirken künstlich; es ist, als kämen wir von der Diashow zur Filmvorführung im Kino (also in einem geschlossenen Raum, der abgedunkelt ist und in dem wir ungestört auf den gut beleuchteten Bildschirm vor uns schauen), auch sie reduzieren das Wahrnehmen auf ein passives, aber konzentriertes Zusehen.

Diese Überlegungen zeigen, dass in den traditionellen Beispielen nur allzu oft die dynamischen Aspekte der Wahrnehmung sowie die aktive Rolle der Wahrnehmenden vernachlässigt werden. Ich will diesen Punkt anhand eines (anderen) Beispiels verdeutlichen:

Zumeist fahre ich morgens mit dem Fahrrad ins Büro. Während dieser Fahrt nehme ich meine Umwelt wahr, aber nicht in der entspannten und konzentrierten Art, in der man im Museum Bilder auf sich wirken lässt. Ich bin meistens etwas verspätet und habe mir über die Jahre

einen rücksichtslosen Fahrstil angewöhnt. Dazu kommt, dass der Verkehr in meiner italienischen Wahlheimat hektisch und scheinbar unkontrolliert ist und die Straßenbedingungen oft zu Wünschen übrig lassen. Was nehme ich während der Fahrt wahr? Beim Treten der Pedale muss ich, durch Kinästhesie, die Lage und die Bewegungen meines eigenen Körpers im Auge behalten, aber auch den Zustand der Straße direkt unter mir (vermittelt durch leichte Stöße im Sattel) und vor mir (durch visuelle Wahrnehmung), sonst hätte ich Schwierigkeiten, im Gleichgewicht zu bleiben. Gleichzeitig sollte ich die anderen Verkehrsteilnehmer, vor allem die Autos, wahrnehmen – wobei ich mich in erster Linie auf mein Gehör verlassen muss, um auch wahrzunehmen, ob sich von hinten ein Auto nähert. Besondere Aufmerksamkeit gilt den parkenden Autos, um eine Kollision mit einer sich plötzlich öffnenden Tür zu vermeiden, sowie den Fußgängern, die zwar am Gehsteig gehen oder stehen, aber manchmal unerwartet die Straße überqueren – und doch sehe ich gerade die parkenden Autos nur schemenhaft, nehme weder Farbe noch Modell wahr, wie ich auch bei den Fußgängern nur Bewegungsrichtung und –geschwindigkeit sowie ev. Statur und Körpergröße wahrnehme, nicht aber den Stil der Kleidung oder das Gesicht (das ja sonst bei der Wahrnehmung von Personen so präsent ist), manchmal „übersehe“ ich sogar gute Bekannte, wiewohl ich sie schematisch wahrgenommen habe. Wenn ich zu einer Kreuzung komme, sollte ich sehen, ob die anderen Verkehrsteilnehmer mich wahrnehmen, um entscheiden zu können, ob ich bremsen soll oder nicht. Sie sehen, dass ich, um lebend im Büro anzukommen, viele Details über verschiedene Sinnesmodalitäten koordiniert wahrnehmen muss. Dennoch erlebe ich die Fahrt weitgehend stressfrei, genieße gelegentlich einen Blick auf die blühenden Bäume der Allee, durch die ich fahre, oder versuche zu sehen, was gerade im Kino, an dem ich vorbeifahre, gezeigt wird, etc.

Dieses Beispiel verdeutlicht:

erstens, dass uns in der Wahrnehmung nicht ein statisches Bild eines isolierten Tisches, Apfels oder Kombis gegeben ist, sondern im Normalfall eine sehr dynamische Situation, in der sich die wahrgenommenen Gegenstände bewegen, in der wir aber selbst auch eine aktive Rolle spielen und den eigenen Standort, also den Referenzpunkt der Wahrnehmung, ständig wechseln;

zweitens, dass Wahrnehmung wesentlich ein Zusammenspiel verschiedener Sinnesmodalitäten ist; und

drittens, dass Wahrnehmung nicht nur darin besteht, relevante Aspekte der Umwelt in sich aufzunehmen, sondern auch darin, weniger relevante auszufiltern, um in angemessener Zeit reagieren zu können.

Die Gegenstände, die ich während der Fahrt wahrnehme (hier folge ich der Grundeinsicht des direkten Realismus) sind die Aspekte meiner unmittelbaren Umgebung *selbst*: ich *sehe*, *höre* und *fühle* die Lage meines Körpers, *spüre* gelegentliche Schwingungen im Sattel, *sehe* (*und höre*) Autos, Ampeln, Fußgänger, die die Straße überqueren, aber auch, ob diese mich sehen oder nicht, *sehe* die Farbenpracht der Bäume und die Filmtitel an der Kinofassade. Die Gesichter der Personen bzw. Farben, Formen und Typen der stehenden Autos, an denen ich vorbei fahre (und von denen keine Gefahr ausgeht) nehme ich, obwohl sie in meinem Blickfeld sind, nicht oder nur schematisch wahr. Eine phänomenologische Beschreibung der Wahrnehmung sollte, wie ich meine, all diese Aspekte und Prozesse detailliert zur Kenntnis nehmen; denn auch wenn nicht alle Situationen so hektisch sind, sind dies viel eher prototypische Wahrnehmungserlebnisse wie das ruhige Betrachten eines roten Apfels im Zentrum meines Blickfelds. Selbst wenn ich ruhig zu Hause auf dem Sofa sitze oder zum Kühlschrank gehe, ist der dynamische Aspekt der Wahrnehmung wesentlich.

Nach diesen Überlegungen will ich zum Argument der Feinkörnigkeit der Wahrnehmung, das oft von Vertretern der Nichtbegrifflichkeitsthese vorgebracht wird, zurück kommen. Diese Feinkörnigkeit ist, wie ich meine, nicht der Tatsache geschuldet, dass der Gehalt des Erlebnisses über nichtbegriffliche Aspekte verfügt, sondern vielmehr der, dass die Welt sehr feinkörnig strukturiert ist. Die Feinkörnigkeit ist ein Aspekt der Welt, nicht des repräsentationalen Gehalts meiner Wahrnehmung.

Dies lässt sich auch mit einem phänomenologischen Befund belegen: Die qualitative Reichhaltigkeit ist ein für die Wahrnehmung spezifisches Phänomen; wenn wir uns an einen Gegenstand, den wir eben gesehen haben, erinnern oder ihn vorstellen, nimmt die Fülle an Details drastisch ab. Auf diesen Umstand weist Sonia Sedivy hin, wenn sie ihre Erlebnisse während eines Spazierganges durch den bunten kanadischen Herbstwald reflektiert:

often I cannot help but stop and try to take in all that beauty, to impress it within myself so that I might remember it. What I find is that I cannot retain the determinately detailed scene within myself across the instant that I look away, only to look back again immediately.⁴

Wenn die Reichhaltigkeit und Feinkörnigkeit Charakteristika des Gehalts (oder besser: der nicht-begrifflichen Aspekte des repräsentationalen Gehalts) des Wahrnehmungserlebnisses wären, so müssten wir erwarten, dass wir diese auch im Gehalt einer direkt sich anschließenden Erinnerung vorfinden würden – da der Gehalt ja von der Wahrnehmung auf diese übergeht und in diesem Beispiel die Person ja besonders bemüht ist, diese Aspekte zu behalten; dies ist aber nicht der Fall, was darauf hindeutet, dass es sich um Aspekte der realen

⁴ Sedivy, “Nonconceptual Epicycles”, *op. cit.*, S. 36.

Welt, um Eigenschaften der wahrgenommenen Gegenstände, und nicht des repräsentationalen Gehalts handelt; also um Eigenschaften, denen wir uns in der Wahrnehmung öffnen können.

Die Welt ist demnach sehr feingliedrig strukturiert, und manche, aber bei weitem nicht alle dieser Aspekte können wir in der Wahrnehmung aufnehmen. Manche realen Unterschiede können wir nicht wahrnehmen, weil wir nicht über die dafür nötigen Sinnesorgane verfügen (etwa Töne im Ultraschallbereich), andere, weil wir nicht gelernt haben, auf sie zu achten bzw. sie wieder zu erkennen. (So habe ich in Parma nur mit viel Mühe gelernt, zu sehen, ob es sich bei der Wetterlage eines normalen Herbsttages um *foschia*, *nebbia* und *galaverna* handelt⁵ – und das auch nur mit Hilfe von Freunden, die meine ersten Versuche genussvoll korrigierten).

Wenn ich auf meinem Weg ins Büro Personen, Bäume, Ampeln, Straßenbedingungen und Filmtitel, aber auch eine Fülle an Farbschattierungen wahrnehme, so liegt das also daran, dass ich über (verschieden gut ausgeprägte) Fähigkeiten verfüge, diese Gegenstände als solche wieder zu erkennen, sie zu kategorisieren und in geeigneter Weise auf sie zu reagieren (man könnte sagen: sie spielen in meiner Lebensform, also in der Summe meiner sozialen Praktiken, eine wesentliche Rolle – ich habe gelernt, auf diese, nicht aber auf andere Aspekte zu achten). Nur aufgrund dieser Fähigkeiten bin ich in der Lage, in der Wahrnehmung gewisse Aspekte meiner Umwelt aufzunehmen und andere zu filtern.

Diese Fähigkeiten sind sicherlich auch durch unsere biologische Konstitution geprägt (zumindest als *constraints*, also Beschränkungen des Bereichs des Möglichen); es erscheint aber auch naheliegend, anzunehmen, dass ein Kind lernt, diejenigen Gegenstände wieder zu erkennen, die in der sozialen Praxis, in die es hinein wächst, eine Rolle spielen (die in oder für die Handlungen anderer relevant sind). Sie hängen aber wesentlich auch von dem Erwerb von Begriffen ab: zum einen scheint es sinnvoll, diese Fähigkeiten à la Millikan mit Begriffen gleichzusetzen, zum anderen wissen wir auch, dass sprachbegabte Lebewesen durch den Erwerb neuer Begriffe auch lernen können, Dinge wahrzunehmen, die sie vorher nicht *sehen* konnten (wobei viele von uns wohl mit dem Phänomen vertraut sind, dass neben dem Erwerb neuer Begriffe auch viel Übung nötig ist, um gewisse Phänomene wahrzunehmen – etwa den Spielstand bei einer Schachpartie; verschiedene Reifegrade einer Tomate etc). Diese Fähigkeiten sind erlernbar und korrigierbar, sie haben demnach eine normative Komponente, der man sich im Laufe der Erziehung bzw. Bildung öffnet und die demnach auch eine soziale Dimension hat.

⁵ Es handelt sich hierbei um Ausdrücke für verschiedene Gradationen der Nebeligkeit, der dritte entstammt nicht der italienischen Standardsprache, sondern deren regionaler Spielart.

Wenn diese Überlegungen richtig sind so heißt das, dass wir diejenigen Gegenstände bzw. Aspekte unserer Umwelt wahrnehmen können, die in unseren sozialen Praktiken, v.a. aber in der komplexesten und subtilsten all dieser Praktiken, unserer Sprache, eine Rolle spielen. Salopp formuliert könnten wir also sagen, dass es unsere Begriffe sind, die es uns ermöglichen, gewisse Aspekte der Welt aufzunehmen und andere auszufiltern. Damit will ich nicht sagen, dass diese Begriffe Teil eines Gehalts des Wahrnehmungserlebnisses seien (solange wir auch suchen: wir werden in der Wahrnehmung keinen Begriff finden); noch sind sie in der Welt. Was ich zeigen will ist vielmehr, dass Begriffe eine zentrale Funktion haben in dem Prozess der Wahrnehmung, in dem wir (also Sie oder ich oder andere erwachsene Menschen, die unsere sozialen Praktiken teilen) relevante Aspekte der Umwelt in uns aufnehmen.